

Wollen wir einander duzen, errzen, ihrzgen oder siezen?

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **7 (1923)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute" (1886) greift mit sicherem Urteil Fragen der schweizerischen Lautentwicklung auf, die zu den wichtigsten gehören, und stellt am Schluß die Forderung nach einer historischen Gesamtgrammatik des Schweizerdeutschen, zu der sie ein Baustein sein will. — 1892 in die Redaktion des Idiotikons eingetreten, erhielt Bachmann schon 1896 beim Tode Staubs den Auftrag zur Uebernahme des ebenso mühseligen wie ehrenvollen Amtes der Chefredaktion. Seine an der modernen Forschung gebildete Arbeitsweise, sein Wissen, zu dessen Bereicherung auch alle Aufenthalte und Reisen in den verschiedenen Gegenden der Heimat dienen mußten, seine Unternehmungslust und Arbeitskraft haben den seither erschienenen Bänden ihre Form gegeben. Unser Idiotikon steht trotz der Mängel, die es gegenüber den in den 60 Jahren seit seiner Begründung wesentlich fortgeschrittenen Grundsätzen der Forschung aufweist, in der ersten Reihe der wissenschaftlichen Mundartwörterbücher. Das gleiche gilt nach immer neuen Zeugnissen deutscher Gelehrter von der Sammlung „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“, deren 15. Band mit einer Darstellung der Zürcher Oberländer-Mundart heuer erscheint. Es sind Arbeiten von Schülern Bachmanns, die er während seines langen Lehramtes als Germanist an der Universität Zürich nicht nur in die allgemein germanische und deutsche Sprachwissenschaft eingeführt, sondern immer wieder auf das schweizerische Deutsch aufmerksam gemacht hat. Der gemüthlichen Pflege dieses Forschungszweiges und der Anregung zu ernster Betätigung darin dienen die von Prof. Bachmann seit vielen Jahren jeden Sommer abgehaltenen Uebungen „Schweizerdeutsches Kränzchen“, Dialektexkursionen, auf denen jeder Student jeweils praktisch in die Rolle des Mundartforschers versetzt wird. Bachmanns „Mittelhochdeutsches Lesebuch“ dient der sprachlichen Erziehung eines weitem Kreises junger Leute schon auf dem Gymnasium.

Wir schließen uns den Freunden und Schülern des verehrten Mannes, der seit 1917 Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins ist, mit herzlichsten Glückwünschen für künftiges Wirken an. S. K.

Zweite Rundfrage.

Eines unserer Mitglieder hat seiner Antwort auf die erste Rundfrage den Vorschlag beigefügt, ich solle „eine Art Sammelstelle für solche Fragen bilden, sie aufnehmen, in den Mitteilungen vorlegen und die Antworten verarbeiten.“ Mit dem Einverständnis unseres Schriftführers bin ich bereit, die Folge meiner Anregung auf mich zu nehmen, und ich bitte daher die Leser, die folgende, dem Vorschlag beigefügte zweite Rundfrage auf einer Postkarte an mich zu beantworten: „Wie weit ist der Unterschied zwischen hangen und hängen in unsern Mundarten lebendig?“ Der Fragesteller unterscheidet „hange“ und „hängge“ von Natur und mit Bewußtsein, beobachtet aber Leute, die damit einfach nicht mehr zurecht kommen. Am einfachsten und unzweideutigsten werden die Antworten durch die mundartliche Wiedergabe der folgenden Sätze gegeben: 1. Wir hängen Wäsche auf. 2. Die Leintücher hängen schon. 3. Das Kind hängt an der Mutter. 4. Man muß noch einen Wagen anhängen. 5. Früher wurden Diebe gehängt.

St. Gallen, Eichenstraße 9. Paul Dettli.

Zum Worte „Hoser“ der ersten Rundfrage (Nr. 9/10), das wir übrigens seither auch bei Gfeller als noch lebendig gefunden haben, schreibt uns nachträglich ein Mitglied: „Gestatten Sie einem alten Münstere (Luzern) eine kleine

Berichtigung. Herr B. Dettli sagt bei Erklärung des Wortes „Hoser“ als Schulfack, man habe in Luzern dafür auch das Wort „Bumper“. Für Münster muß ich das bestreiten, dort ist der „Bumper“ nichts anderes als der Hosen- (Rock-) sack. Auch „Thee“, das als münsterisch bezeichnet wird, wird ausnahmslos weiblich gebraucht. In meiner Jugendzeit bedeutete „Schuelthee“ einen Handsack, „Rüggthee“ — eine sehr begehrte Sache! — den Tornister. Ich schreibe absichtlich „Thee“, weil das e sehr lange ausgesprochen wird.“ S. K.

Wollen wir einander duzen, erzen, ihrzen oder siezen?*

Diese Frage muß zuerst erledigt sein, denn davon hängt ja der Ton ab, in dem wir miteinander verkehren werden. Und wir wollen bei der Beantwortung der Frage gleich mit der Gründlichkeit vorgehen, die wir uns bei all unsern sprachlichen Entdeckungsfahrten zur Pflicht machen, und zu ergründen suchen, wie überhaupt so verschiedene Möglichkeiten der Anrede entstehen konnten. Wir werden dann um so leichter die für unser Verhältnis am besten passende Form finden. Ich — das Recht, von mir in der Einzahl zu reden, möchte ich mir keinesfalls nehmen lassen — also ich will, wie es ja in folgendem stets meine Führeraufgabe sein wird, durch einige Andeutungen die Untersuchungen erleichtern.

Die erste Abweichung von der natürlichen Redeweise war die Anwendung der Mehrzahlform für den Sprechenden und für den Angesprochenen. Pluralis maiestatis nennt man es, wenn eine einzelne Person von sich in der Mehrzahl spricht. „Wir von Gottes Gnaden König von . . . haben geruht, . . .“ Wer in der römischen Geschichte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bewandert ist, kann erkennen, wie in kaiserlichen Erlassen aus dem Ich ein Wir werden mußte. Die Mehrzahl der Anredeform, ihr, ist die natürliche Folge der Anwendung der Mehrzahl durch die sprechende Person.

Wie man dazu kommen konnte „er“ oder „sie“ als besonders höfliches Anredewort zu brauchen, wird der Herr Leser oder die geneigte Leserin, wenn er oder sie sündig ist, aus diesem Sak herausmerken. Wenn es nicht meinem demokratischen Empfinden widerstrebte, meinen Leser mit „Eure Gnaden“ anzureden, so könnte ich etwa durch die Frage: „Welches Anredewort belieben Eure Gnaden vorzuschlagen?“ die Quelle unseres Mehrzahl-Sie aufdecken. Haben der freundliche Leser verstanden? Den in dieser Frageform liegenden höchsten Gipfel deutscher Höflichkeit habe ich als Schweizer bisher noch nie erklommen, und mein Ehrgeiz steht nicht darnach, ihn jemals zu erreichen. Sollte sich aber der geschätzte Leser für diese Form entscheiden, so müßten wir unsern Verkehr abbrechen, bevor er recht begonnen, denn dann würden wir nicht zusammen passen.

Die natürliche Anredeform für eine Person ist du, darum hat sich dieses auch da allein erhalten, wo Unnatur und modische Gespreiztheit am unerträglichsten wären, in der Dichtung und im Gebet. Die Sitte, eine einzelne Person als Mehrzahl anzureden, entstand im dritten Jahrhundert, als römische Kaiser Mitregenten neben sich auf

*Aus Paul Dettlis Büchlein: Sprachliche Entdeckungsfahrten (Huber & Cie., Frauenfeld), das wir in Nr. 5/6 dieses Jahrganges besprochen haben und auf die Festzeit als schönes Geschenk empfehlen möchten. Der erste Teil gibt das Ziel der Fahrt, der zweite die Ergebnisse, zu denen der Entdecker selbst gelangen konnte, zur Vergleichung und Dervollständigung.

den Thron erhoben und infolgedessen in kaiserlichen Erlassen von sich in der Mehrzahl sprachen. Die Mehrzahlform des Sprechenden rief selbstverständlich der Mehrzahlform in der Anrede. Diese blieb aber nicht auf die römischen Kaiser beschränkt, sie wurde auch an andern Höfen Sitte, dann für nicht gekrönte vornehme Personen gebraucht und drang allmählich in immer tiefere Gesellschaftsschichten.

Im deutschen Sprachgebiet trat erst im 17. Jahrhundert eine Aenderung ein, indem unter französischem Einfluß das Ihr als Fürwort ersetzt wurde durch die dritte Person der Einzahl, er oder sie, hervorgegangen aus Redeformen, wie „Was befiehlt der Herr? Wünscht die gnädige Frau zu speisen?“ Mehrzahlbildungen in Anredeformeln, wie „Eure Gnaden, Eure Hochwürden“ und dergleichen, riefen der Anwendung des Fürwortes der dritten Person der Mehrzahl, „Sie“. Am Ende des 17. Jahrhunderts verlangte eine für Franzosen bestimmte deutsche Konversationsgrammatik das Duzen im Verkehr mit niederen Dienstboten, das Ihrzen im Verkehr mit höheren Dienstboten und Freunden, „der Herr, mein Herr“ im Verkehr „aux personnes inférieures, mit denen man nicht vertraut ist und die man doch ehren will“, er im Verkehr mit vornehmeren Personen und den Plural der dritten Person „aux personnes de grande qualité“. Wie der Sprachgebrauch sich hundert Jahre später entschieden hatte, kann man in Schillers „Kabale und Liebe“ sehr hübsch erkennen.

Ich denke, für uns ist die Frage entschieden. Wir lieben beide das Natürliche, und natürlich ist im Verkehr zwischen zwei Personen das trauliche Du.

Vergleiche auch die entsprechenden Verhältnisse in den dir vertrauten Fremdsprachen, du wirst die deutsche Höflichkeit bewundern lernen. In unserer Zeit verlangt die höchste Höflichkeit Sprachverrenkungen, wie „Haben Herr Doktor wohlgeruht?“ Die weitere Entwicklung liegt im Dunkel der Zukunft.

Der Deutschunterricht an den Mittelschulen der französischen Schweiz.

Unter diesem Titel hielt Dr. Leopold Gautier, Rektor des Gymnasiums in Genf, einen Vortrag an der 11. Jahresversammlung schweizerischer Deutschlehrer, die am 7. Oktober 1923, bei Anlaß der Jahresversammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer tagte. Was vor allem einen sehr guten Eindruck machte: der Redner sprach deutsch, wiewohl er selbst Lehrer der alten Sprachen ist; der ganze Vortrag trug den Stempel der Versöhnlichkeit und der Achtung vor dem fremden Sprachgeist.

Zuerst ging Gautier auf die Geschichte des Deutschunterrichts in Genf ein, wo am Collège 1836 der Deutschunterricht Wahlfach, bald darauf aber Pflichtfach wurde. Zu den Schwierigkeiten, die sich dem Lehrer entgegentürmen, rechnet er den geringen Eifer der Romanen für Erlernung fremder Sprachen. Zwar sei die Abneigung der Westschweizer nicht so groß wie die der Franzosen; aber jene fänden es nicht so nötig, sich mit dem Deutschen zu plagen, da man sie ja in der deutschen Schweiz doch verstehe. Als eine weitere Klippe erwähnte der Redner die Mundart, die eine allgemeine Teilnahme an der Unterhaltung verunmöglichet; das Erlernen des Dialektes sei wenigstens zum Verständnis unerlässlich. Der Redner betonte ausdrücklich, daß die Welschen das Schweizerdeutsch nicht verachten, daß aber ihre Stellung dadurch erschwert werde. Zu den Schwierigkeiten gesellen sich auch unpassende Lehrer, wie Reichsdeutsche, die sich nur schwer französisch ausdrücken

können, sodann eine zu geringe Stundenzahl und mangelhafte Lehrbücher. Trotz dem Weltkrieg ist in den letzten Jahren eine Besserung eingetreten: die Stundenzahl wurde vermehrt, die Lehrbücher verbessert, mit dem Unterricht wurde früher begonnen.

Der gut aufgebaute, wohlgedachte Vortrag rief einer anregenden Aussprache, die namentlich von Deutschlehrern im welschen Sprachgebiet benutzt wurde. Besonders gab die Frage, ob der Deutschunterricht in der französischen Schweiz besser von Welschen oder von Deutschen erteilt werde, zu lebhaften Erörterungen Anlaß. Die Deutschen, u. a. Prof. Bohnenblust, vertraten den zweiten Standpunkt. Prof. Otto von Greyerz forderte, daß der Unterricht sich mehr auf die gesprochene Sprache aufbaue, und wies auf die Unterschiede der Artikulation, des Wort- und Satztons hin. Diese Unterschiede sollten gerade dem Anfänger zu Gehör gebracht werden durch einen Lehrer deutscher Zunge. Die Versammlung bittet Prof. v. Greyerz, den Plan zu einem neuen Lehrbuch vorzulegen. Erfreulich war es, von einem Redner zu vernehmen, daß seine Schüler mit großem Eifer deutsche Klassiker lesen, namentlich den Erklärungen zu Goethes „Faust“ aufmerksam folgen.

Mit dem Gefühl, einander näher gekommen zu sein, trennten sich die zahlreichen Teilnehmer der Versammlung, der auch Mitglieder des Neuphilologenverbandes beigewohnt hatten.

H. St.

Aus dem Idiotikon.

Aus den Heften 92 und 93 nur ein paar Stellen, die kulturgeschichtlich oder volkskundlich merkwürdig sind. Von den vielen mit schlagen zusammengesetzten Wörtern sei umschlagen erwähnt. Vor dem Beginn der Appenzeller Landsgemeinde wird dreimal mit der Trommel umgeschlagen. Eine Diebin umschlagen hieß, sie unter Trommelschlag durch die Stadt führen. Verständlicher ist es uns im Witz „Suser im Schla-di-um“. Bei Huggenberger sagt einmal ein Vater, der im selben Jahr zwei Töchter aussteuern muß und noch eine dritte hat, in seinem Galgenhumor: „Hät d'Chue de Chübel umschlage, söll si d'Gelte nu grad au no umschlo.“ Natürlich ist auch der schöne Brauch des Schellenfaumschlagens erwähnt, den man beim Kartenspiel oder in andern schweren Lebenslagen als Stimme des Schicksals betrachtet. Eine Luzerner Redensart heißt: „Es ist au g'ange wie bim Schellesouumschla: wer d'Sou hed, hed Glück!“ Um einen zu demütigen, sagt man im Appenzellerland: „Du wärist au nüid Richter worde, wenn me nüid gad hett möse d'Schellesu omschlo“. Zahlreich sind auch die Bedeutungen von ausschlagen; ein Zürcher Nachrichten erhielt i. J. 1580 1 Pfund 10 Schilling dafür, zwei Personen „an das halsysen zuo stellen, den einen mit ruoten ußzeschlagen“. Sich niederschlagen hieß auch sich niederlassen, lagern; so heißt es in Diebold Schillings Chronik von den Eidgenossen, sie „fluogent sich do nider in der vienden leger . . . bi dem guoten win, den die viende do gelassen hatten“. Das Wort Lautenschlager kennen wir wohl nur noch als Familiennamen, aber in musikalischer Bedeutung taucht es nicht selten auf in alten Seckelmeisterrechnungen (z. B. erhielt 1422 in Solothurn die „lutenschlacherin mit den großen tutten“ 11 Schilling), aber auch in Gerichtsakten, denn bei ihrem Beruf, namentlich nachts, gab es oft Händel; einer wurde auch 1450 von Nachtbuben am Zürcher Rennweg auf einen Karren gesetzt und herumgeführt, ein anderer „ab dem Rüden mit güsel beschütt, da fluochotind sy hinuff“. Eine böse